

(Nachdruck verboten.)

98]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

So zog der schreckliche Tod lautlos, von Finsternis umhüllt, an dem köstlichen, lebenspendenden jungen Frühling vorbei. Ueberall schienen Liebende aus dem Boden zu wachsen, an jeder Wegkreuzung, bei jeder Biegung um ein Gebüsch tauchten neue Paare auf. Die Erde erbebte wonnig unter der Regung der zahllosen Keime in ihrem Schoße, Blumenduft erfüllte die Luft, die Hände suchten sich, die Lippen vereinigten sich mit dem leisen Geräusch springender Knospen. Ein neuer Fluß ergoß sich in den mächtigen Strom der Lebewesen, unaufhörlich wurde der Tod besiegt, die Zukunft sproßte unaufhaltsam weiter, immer vollkommenerer Wahrheit und Gerechtigkeit, immer größerem Glücke entgegen.

Vor der Thür ihres Hauses stand Suzanne wartend und sah angstvoll in die Nacht hinaus. Als sie die Tragbahre erblickte, wußte sie alles, und sie stöhnte schmerzlich auf. Und als Lucas ihr von dem elenden Ende des nutzlosen Menschen berichtete, dessen Reste auf dieser Tragbahre ruhten, konnte sie, indem sie sein ganzes leeres, vergiftetes und vergiftendes Leben überblickte, das ihr so viel Leid bereitet hatte, nur wieder ausrufen:

„Ach der Unglückliche, das alte Kind! —“

Noch manche andre Katastrophe begleitete den unaufhaltamen Zerfall der alten, verrotteten, zum Verschwinden verurteilten Gesellschaft. Aber die erschütterndste ereignete sich im nächsten Monat: das Dach der alten Kirche Saint-Vincent stürzte eines sonnenhellen Morgens ein, als der Abbé Marle eben am Altar stand und die Messe las, ohne andre Zuhörer als die Sperlinge, die durch das leere Schiff der Kirche flatterten.

Seit langer Zeit wußte der Pfarrer, daß seine Kirche eines Tages über ihm zusammenstürzen würde. Sie stammte noch aus dem sechzehnten Jahrhundert und war schon sehr schadhaft und rissig. Vor vierzig Jahren war der Turm repariert worden, aber aus Mangel an Geld hatte die Erneuerung des alten Kirchendaches, dessen morsche Balken sich schon bogen, verschoben werden müssen, und seit der Zeit waren alle Versuche, die nötigen Mittel zu erlangen, vergeblich gewesen. Der Staat, von seiner Schuldenlast erdrückt, überließ diese in einem entfernten Winkel des Reichs liegende Kirche ihrem Schicksale. Die Stadt verweigerte jeden Beitrag, denn der Bürgermeister Sourier war nie ein Freund des Pfaffen gewesen, so daß der Pfarrer, auf sich selbst angewiesen, gezwungen gewesen war, sich persönlich aufzumachen, um die nötige große Summe herbeizuschaffen, wenn er nicht wollte, daß ihm das Gotteshaus überm Kopfe zusammenstürzen sollte. Aber vergeblich klopfte er an die Thüren seiner reichen Pfarrkinder; die Gläubigen wurden immer seltener, ihr Eifer erkalte. Solange die Frau des Bürgermeisters, die schöne Leonore, noch lebte, deren große Frömmigkeit für den Atheismus ihres Mannes entschädigte, hatte er in ihr eine wertvolle Unterstützung gefunden. Dann war ihm nur noch Madame Mazelle geblieben, die aber von Natur nicht sehr freigebig war und deren Religiosität merklich nachließ. Als dann die Verminderung ihrer Renten sie vollends aus dem Gleichgewicht brachte, kam sie immer seltener zur Kirche, und der Pfarrer verlor in ihr sein letztes Beichtkind von Stand; nur noch einige arme Weiber waren dem Glauben treu geblieben, die sich infolge ihres Elends an die Hoffnung auf ein besseres Jenseits klammerten. Und seitdem es endlich keine Armen mehr gab, blieb seine Kirche vollkommen leer, er war allein.

Da sah der Abbé Marle, daß eine Welt um ihn zu Ende ging und rettungslos dem Untergang anheimfiel. Alle seine nachsichtige Duldung hatte die lügnische, verrottete Bürgerklasse, die vom Uebel der Ungerechtigkeit verzehrt wurde, nicht retten können. Vergeblich hatte er ihren Todeskampf mit dem Mantel der Religion bedeckt, sie war unter einem letzten Skandal gestorben. Und ebenso vergeblich hatte er sich immer

enger, immer ausschließlicher auf den Buchstaben des Dogmas zurückgezogen, um sich den Wahrheiten der Wissenschaft zu verschließen, die sich, wie er fühlte, zum letzten, entscheidenden Sturm bereitete, der den Jahrhunderte alten Bau des Katholizismus in Trümmer legen mußte. Die Wissenschaft drang unwiderstehlich vor, das Dogma war endgültig besiegt, das Reich Gottes wurde auf Erden errichtet im Namen der triumphierenden Gerechtigkeit. Eine neue Religion, die Religion der Bewußt, frei und Herrin ihres Geschicks gewordenen Menschheit scheuchte die alten Mythologien von dannen, die Symbolismen, zu denen sie in ihrem langen, schreckensvollen Kampfe mit der Natur ihre Zuflucht genommen hatte. Nach den Tempeln der alten Götterreligionen verschwand nun auch die katholische Kirche von der Erde, da ein brüderliches Volk sein festbegründetes Glück bloß in der lebendigen Kraft seiner Gemeinamkeit suchte und fand, ohne eines ganzen wohlausgedachten Systems von Strafen und Belohnungen zu bedürfen. Und seitdem der Beichtstuhl und der Tisch des Herrn verlassen, das Schiff der Kirche menschenleer geworden war, sah der Priester bei jeder Morgenmesse die Ritze in den Mauern sich erweitern, hörte er jeden Tag das Dachgewölbe stärker knacken und knistern. Es war ein langsames Abbröckeln, eine allmähliche, unablässige Zerstörungsarbeit, deren leiseste Anzeichen er bemerkte und beobachtete. Da es ihm nicht möglich gewesen war, die Mittel auch nur für die notwendigsten Ausbesserungen aufzutreiben, so blieb ihm nichts andres übrig, als thätlos und ergeben die Zerstörung ihren Weg zum unvermeidlichen Ende aller Dinge nehmen zu lassen. Allein bei seinem verlassenen Gotte ausharrend, ein Held des Glaubens, fuhr er fort, täglich die Messe zu lesen, während die Decke über dem Altar auseinanderklaffte.

Eines Morgens bemerkte der Abbé, daß während der Nacht ein neuer gewaltiger Riß im Gewölbe des Kirchenschiffes entstanden war. Er sah, daß der seit Monaten erwartete Einsturz nun erfolgen werde, und in seine reichsten Priestergewänder gekleidet, trat er vor den Altar, um seine letzte Messe zu lesen. Seine kräftige, hohe Gestalt war noch gerade und aufrecht, trotz seines großen Alters. Wie seit langem schon, ließ er sich nicht assistieren, er verrichtete selbst alle Dienste der heiligen Handlung, sprach die Worte, machte die Gebärden, als ob eine große Menge sich hinter ihm drängte und sich mit ihm im Gebete vereinigte. In der verödeten Kirche lagen zerbrochene Stühle auf den Fliesen, traurig anzusehen, gleich Gartensesseln, die über Winter draußen vergessen wurden. Gras wuchs am Fuße der Säulen, die mit Moos überzogen waren. Alle Winde bliesen frei durch die zerbrochenen Fenster und die halb aus den Angeln hängende Thür wehrte den Tieren der Nachbarschaft den Eintritt nicht. Aber an diesem schönen, klaren Tage drang besonders die Sonne siegreich herein; es war, als ob das Leben triumphierend Besitz ergriffe von dieser tragischen Ruine, durch welche die Vögel flatterten und wo wilder Hafer bis an die steinernen Mäntel der alten Heiligen wuchs. Oberhalb des Altars hing noch ein bemaltes, aus Holz geschnitztes, großes Christusbild. Der Gekreuzigte neigte mit schmerzlichem Ausdruck sein Dulderhaupt, und aus den Wunden seines bleichen Leibes rieselte das Blut gleich schwarzen Thränen.

Während des Evangeliums hörte der Abbé Marle ein stärkeres Krachen. Staub und Mörtel fielen auf den Altar herab. Beim Offertorium wiederholte sich das Geräusch, durchdringend, unheilverkündend, und ein Beben ward fühlbar, als ob das Gebäude erzitterte, ehe es einstürzte. Da nahm der Priester in der Wandlung alle Kraft seines Glaubens zusammen und flehte mit inbrünstiger Seele zu Gott, daß er das Wunder wirke, dessen rettende, glorreiche Erscheinung er seit so langer Zeit erwartete. Wenn Gott es wollte, dann erhielt die Kirche mit eins ihre kraftvolle Jugend wieder, und unerschütterliche Säulen stützten ihre mächtigen, steinernen Bölvungen. Es bedurfte keiner Handwerker, der Wille der göttlichen Allmacht genügte, und ein herrliches Heiligtum entstand mit goldenen Kapellen, mit leuchtenden Fenstern, reichen Schnitzereien und kunstvollen Marmorgebilden, während ein Volk von Gläubigen auf den Fliesen kniend Psalmen der Auferstehung sang, unter den Flammen Tausen-

der von Wachskerzen und dem weithin tönenden Geläute aller Glocken. O du erhabener, ewiger Gott, richte mit einem Winke Dein heiliges Haus wieder auf! Du allein kannst es wieder erbauen, es mit Deinen wiedergewonnenen Gläubigen erfüllen, wenn Du nicht willst, daß Du selbst unter seinen Trümmern vernichtet werdest! Und im Augenblicke, wo der Priester den Kelch erhob, geschah nicht das erstehende Wunder, sondern die Vernichtung. Er stand aufrecht, die Arme emporgestreckt, in der erhabenen Haltung heldenhaften Glaubens, und forderte seinen höchsten Herrn auf, mit ihm zu sterben, wenn das Ende der Religion gekommen war. Die Wölbung barst auseinander wie unter einem Blitzstrahl und stürzte mit furchtbarem Donnerkrachen in tausend Trümmern nieder. Der Kirchturm wankte und stürzte nach, schlug das Dach vollends ein und riß die noch stehenden Mauern nieder. Und nichts blieb unter dem sonnigen Himmel als ein riesiger Schutthausen, in welchem man nicht einmal den Körper des Abbés Marle fand, dessen Reste von den Trümmern des Altars verschlungen worden zu sein schienen.

Einige Tage lang irrte der alte Hermeline, der gewesene Lehrer, um den Trümmerhaufen und sprach laut mit sich selbst, wie sehr alte Leute thun, wenn ein Gedanke sie stark beschäftigt. Man konnte nicht genau hören, was er sagte, aber er schien zu streiten, schien dem Abbé vorzuwerfen, daß er von seinem Gotte das erforderliche Wunder nicht hatte erwirken können. Eines Morgens fand man ihn dann tot in seinem Bette. Und als die Trümmer der Kirche weggeräumt worden waren, wurde hier ein Garten angelegt, mit schönen Bäumen, schattigen Alleen und duftenden Rasenplätzen. Liebende kamen hierher, so wie sie an schönen Abenden in den Park der Cr cherie kamen. Die glückliche Stadt erweiterte sich immer mehr, die Kinder wurden groß und bildeten neue Liebespaare, deren im Dunkel getauschte K sse die Saat zu andren Kindern, zu unaussprechlichen k nstigen Ernten bildeten. Nach der frohen Arbeit des Tages dufteten die Rosen köstlich auf allen Zweigen. In diesem herrlichen Garten, dessen Boden der Staub einer d sternen und lebensfeindlichen Religion bildete, bl hete jetzt die menschliche Fröhlichkeit, entsfaltete sich das üppige Wachstum des Lebens.

IV.

Weitere zehn Jahre gingen hin, die neue Stadt entwickelte sich zur Vollendung, und mit ihr die neue Gesellschaftsordnung des Friedens und der Gerechtigkeit. Und an einem 20. Juni, am Vorabend eines der großen Arbeitsfeste, die viermal im Jahr, immer zum Jahreszeitbeginn, stattfanden, hatte Bonnaire eine wunderbare Begegnung.

Nahezu fünfundachtzig Jahre alt, wurde Bonnaire als Patriarch, als Held der Arbeit von allen verehrt und geliebt. Er war gesund und fröhlich, seine Gestalt war noch immer kräftig und gerade, sein Kopf mit dem dichten weißen Haar aufrecht getragen. Er lebte jetzt in behaglicher Ruhe nach langer, schwerer Lebensarbeit, die mitgeholfen hatte, die Eintracht und allgemeine Liebe zu schaffen, inmitten deren er nun seine Enkel und Urenkel glücklich aufwachsen sah. Er war einer der letzten Ueberlebenden des großen Kampfes, einer der Vorl mpfer der Neuordnung der Arbeit, die eine gerechte Verteilung der Güter herbeigeführt und dem Arbeiter seinen Menschenadel, seine freie Individualität und seine Bürgerrechte wiedergegeben hatte. So lebte er reich an Jahren und an Ehren, stolz darauf, durch seine zahlreiche Nachkommenschaft zu der Verschmelzung der feindlichen Klassen beigetragen zu haben, am Abend seines Lebens noch nützlich wirkend durch seine Greisench nheit und Güte.

Am Abend dieses Tages gegen Sonnenuntergang war Bonnaire auf einem Spaziergang an den Eingang der Schlucht von Drias gelangt. Einen einfachen Stoc in der Hand, machte er oft so weite Wege zu Fuß, um bekannte Orte aufzusuchen und sich alte Erinnerungen zurückzurufen. Er war eben an der Stelle der Straße angelangt, wo sich einst das Thor der H lle gefunden hatte, das nun schon seit langem verschwunden war. Hier hatte auch einst eine Holzbrücke über die Mionne geführt, von der ebenfalls keine Spur mehr vorhanden war, denn der Fluß war auf eine Strecke von etwa hundert Metern eingedeckt worden, um die Fortsetzung eines breiten Straßenzuges zu ermöglichen. Welche Veränderungen! Wer hätte sich den schwarzen, kotigen Eingang der fluchbeladenen Fabrik in die Vorstellung zurückrufen können, an diesem Punkte der breiten, hellen, von lachenden Häusern eingefassten Straße! Als Bonnaire nun hier einen Augenblick stehen blieb, kraft-

voll und schön mit seiner hohen, umgebrochenen Greisengestalt, sah er zu seinem lebhaften Erstaunen auf einer Bank zusammengesunken einen alten Mann sitzen, in zerfetzten Kleidern, mit abgekehrtem, von einem struppigen Bart umgebenen Gesicht, mit kraftlosen, schlotternden Gliedern.

„Ein Armer!“ sagte er laut in seiner Ueberraschung.

Seit Jahren hatte er keinen Armen gesehen. Dieser da war auch sichtlich ein Fremder, der eben erst hergekommen war. Seine Kleider und Schuhe waren weiß vom Straßenstaub, und er war offenbar am Eingang der Stadt ermattet auf diese Bank gesunken, nachdem er vielleicht viele Tage auf dem Wege gewesen war. Sein Stoc und sein leerer Sack waren seinen müden Händen entglitten und lagen zu seinen Füßen. Und er sah verwirrten Blickes ringsumher, wie jemand, der nicht weiß, wo er sich befindet.

(Fortsetzung folgt.)

Die gefährlichsten Giftpflanzen.<sup>\*)</sup>

Ganz besonders sind es die Beeren, die in den heißen Tagen eine stets willkommenere Erfrischung bieten. Unter den heimischen Beerenarten befinden sich aber auch viele giftige, von denen einige hier beschrieben werden sollen.

Die Einbeere (*Paris quadrifolia*) ist eine Pflanze mit 10–20 Centimeter hohem, einfachen Stengel. Dieser Stengel trägt vier, selten fünf spiz eiförmige Blätter, die sich auf einer Höhe im Kreuz gegenüberstehen. Ueber diesen Blättern erhebt sich im Mai eine grünlich-gelbe Blume, die vier Kelch- und vier Blumenblätter hat. Aus dieser Bl tte entwickelt sich im Juli und August die schwarzblau Beere, welcher die Pflanze ihren Namen verdankt. Die ganze Pflanze, besonders aber die Beeren, sind stark giftig und genügt der Genuß weniger Beeren, um die schlimmsten Zufälle herbeizuführen. Werden aber mehr gegessen, so tritt ohne schnelle Hilfe Starrkrampf und der Tod ein. Die Anwendung schnell zu beschaffender Gegenmittel ist gerade bei derartigen Vergiftungen von größter Wichtigkeit, da in Feld und Wald meist kein Arzt in der Nähe ist und es, ehe einer herbeigerufen ist, leicht zu spät sein kann. Gegenmittel bei einer Vergiftung durch Einbeeren sind lauwarmer Milch in großer Menge bis zum Erbrechen genossen, schwaches Seifenwasser und nach eingetretenem Erbrechen d mmer, warmer Kaffee, Kamillen- oder Fliederthee. Letztere Getränke haben den Zweck, einen gelinden Schweiß hervorzurufen. Sind die Beeren schon längere Zeit genossen, ehe man eingreifen kann, so sind auch Klystiere mit ein wenig Seife, Salz und Wasser zu empfehlen.

Die Tollkirsche (*Atropa belladonna*) gehört ebenfalls zu den gefährlichsten Giftpflanzen durch ihre äußerst furchtbaren Giftpflanzen. Darauf deuten auch schon die Namen hin, die der Pflanze vom Volke beigelegt wurden. So heißt sie auch Tollbeere, Teufels-, Schlaf-, Wolfsbeere, Wut- und Wolfskirche. Die Tollkirsche ist eine ziemlich ansehnliche Pflanze mit 1 bis 1½ Meter hohen Stengeln. Die dunkelgrünen, auf der Unterseite behaarten Blätter fühlen sich fettig an. Sie stehen zu zweien abwechselnd um den Stamm verteilt; es ist von den zwei zusammenstehenden immer eines etwas kleiner. Die ziemlich unansehnlichen Bl uten sind glockenförmig und stehen in den Blattwinkeln. Sie sind schmutzig braunrötlich gefärbt und haben einen etwas lebhafteren Saum. Alle Teile der Pflanze sind sehr giftig; am gefährlichsten aber wird sie im Hochsommer. Dann entwickeln sich aus den Bl uten die glänzend schwarzen Beeren, die täuschend schwarzen Kirschen ähneln, aber keinen Kern, sondern viele schwarze Samen enthalten. Der Genuß dieser prächtig aussehenden Beeren hat ganz schreckliche Folgen. Schlund, Hals und Eingeweide werden heftig entzündet, es folgt Neigung zum Erbrechen, Ekel vor allen Speisen, Erweiterung der Pupille, Verlust des Gesichtes und der Sprache, Bahnsinn, Raserei und endlich der Tod. Um das Gift aus dem Körper zu entfernen sind  nerst Brechmittel, gleich welcher Art, anzuwenden. Ist das Gift schon länger im Körper, so wird für weiteren Abgang durch das Eingeben von 15–20 Gramm Glaubersalz gesorgt. Glaubt man, daß das Gift schon ins Blut übergegangen ist, so ist eins der kräftigsten Gegenmittel der Essig. Dieser hat die Kraft, die Wirkung des Giftes aufzuheben oder wenigstens zu schwächen. Man giebt ihn ehl ffelweise, rein und mit Wasser verdünnt. Ähnlich wie der Essig wirken alle andren Säuren, wie Zitronensaft, Limonade, saure Früchte (Johannis- und Stachelbeeren), sogar Sauerkrautbr he. Vorzüglich ist auch starker Kaffee, er belebt zugleich den angegriffenen Magen und macht die andren Mittel wirksamer. Ist bereits Lähmung oder Gefühllosigkeit eingetreten, so reibe man Bauch und Rückgrat bis zur Ankunft des Arztes mit groben in Essig getauchten Tüchern.

Der Seidelbast (*Daphne mezereum*) ist ein kleiner, 2 bis 4 Fuß hoher Strauch, welcher vom Volksmund auch Kellerschals, Pfefferbeere, Menschendieb, Wolfs- und Giftbast genannt wird.

\*) Aus: „Nertius“. Illustrierte Wochenchrift für Tier- und Pflanzenfreunde. Altona-Ottensen. Chr. Adolff.

Die Wurzel hat die Dicke einer Federpule, ist holzig und hat innen eine weiße, auswendig eine bräunliche Farbe. Die bastartige, zähe Rinde enthält einen Saft, der so scharf ist, daß er auf der Hand Blasen zieht. Die Blüten sind der Blüte des spanischen Flieders, der sog. Rägelschen, ähnlich und haben eine hübsche purpurne Farbe. Sie riechen auch sehr angenehm, doch verursacht ihr Geruch Kopfschmerzen und Uebelkeit. Die Blätter stehen an den Enden der Zweige in dichten Büscheln, sind lanzettförmig und hellgrün. Aus den Blüten entwickeln sich im Spätsommer erbsengroße, scharlachrote Beeren, welche inwendig gelb und saftig sind und einen eiförmigen, gelben Samen Kern enthalten. Sie haben einen scharfen, beißenden Geschmack, der schon vor dem Essen warnt, doch sind sie auch so giftig, daß wenige Beeren den Tod herbeiführen können. Nach dem Essen verbreitet sich bald ein brennender Schmerz über den Magen und dem Unterleib, es folgen Blutbrechen, Irrreden, Zuckungen und wenn nicht Hilfe kommt, der Tod. Die Brechmittel sind wie bei den vorigen Giftbeeren anzuwenden. Dann gebe man Milch, sowie ölig-schleimige Getränke, um den heftigen Reiz und Schmerz zu lindern. Als eins der besten Mittel und zugleich auch auf dem Lande schnell zu haben, hat sich der Leinamen bewährt. Man toche einige Hände voll davon in Wasser und lasse von diesem Schleimthee, nachdem man ihn durch ein Tuch geseiht hat, den Kranken trinken. Von guter Wirkung sind auch Pannöl, Fett, Schmolz, rohe Eier und Schleimsuppen aller Art. Sind mehr Beeren gegessen worden und wird nicht sofort Hilfe geleistet, so ist gewöhnlich alles vergebens und der Kranke stirbt, ehe ein Arzt hinzugezogen werden kann. Der Seidelbast wird wegen seiner frühen hübschen Blumen vielfach in Gärten und Anlagen angepflanzt. Sind die Sträucher aber Unbefugten, besonders Kindern, erreichbar, so ist dieses ein großes Unrecht.

Die Nachtschatten liefern zwei Pflanzen, deren Beeren sehr giftig und gefährlich sind, es sind dieses der schwarze und der bitter-süße Nachtschatten.

Der schwarze Nachtschatten (*Solanum nigrum*), auch Fuchstraube oder Saustraub genannt, ist ein Kraut mit ästigen Stengel, welches in manchen Gegenden in allen Gärten zu finden ist. Es wird 1—2 Fuß hoch und hat eiförmige, gezähnte Blätter von dunkelgrüner, manchmal schwärzlich schreiner Farbe. Alle Teile der Pflanze haben einen sehr widrigen Geruch. Die Blüten gleichen kleinen gelblichen Kartoffelblüten und die im August bis September erscheinenden Beeren sind anfangs grüngelb, werden dann aber schwarzblau. Der Genuß dieser Früchte, die von den Kindern gern zum Spielen benutzt werden, erzeugt anfänglich Uebelbefinden, dann folgen Schwindelanfälle, Starrheit, blaue Lippen, blaßes Gesicht, kalter Schweiß usw. Als Gegenmittel werden dieselben Sachen angewendet, wie bei der Einbeere, auch die Behandlung ist dieselbe.

Der bitter-süße Nachtschatten (*Solanum dulcamara*), auch Bitter-süß, Alfranken, Fischkraut oder Kletternder Nachtschatten genannt, ist eine strauchartige, für das Auge sehr angenehme Pflanze, deren Blätter Lebnlichkeit mit zartem Kartoffelkraut haben (die Kartoffel gehört bekanntlich zu den Nachtschattengewächsen). Die Blüten sind hübsch dunkelviolett und die anfangs grünen, eiförmigen Beeren erhalten mit der Zeit eine schön scharlachrote Farbe. Der bitter-süße Nachtschatten findet sich an Hecken und an feuchten Gebüschen, an Bräuden und Ufermauern; seine schlanken Zweige klettern rankenartig an Sträuchern und Mauern in die Höhe. Dieser Eigenschaft und seines hübschen Aussehens wegen wird der bitter-süße Nachtschatten ebenfalls in Gärten angepflanzt und zur Bekleidung von Lauben und Schlingpflanzen benutzt, eine Verwendung, die bei der Giftigkeit der Beeren nur an besonderen Stellen gutzuheißen ist. Dem Genuß der hübschen Beeren folgen Betäubung, Schwindel und die schon beim schwarzen Nachtschatten erwähnten Zufälle. Als Gegenmittel seien Brechmittel, Limonaden, Wasser und Essig und starker Kaffee, alles in großen Mengen genossen, genannt.

Diese fünf Giftpflanzen sind die gefährlichsten unsrer Gegenden, und wenn die Zeitungen über Todesfälle durch den Genuß giftiger Beeren berichten, so sind diese Vergiftungen meist auf eine dieser Beerenarten zurückzuführen. —

M. v. d. Kall.

## Kleines Feuilleton.

— **Haarmärkte in Frankreich.** Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Leghin hat in Limoges wieder Haarmarkt stattgefunden, der sehr gut auch von ausländischen, besonders belgischen und amerikanischen Käufern besucht war und bei dem für mehr als 100 000 Fr. Ware umgesetzt wurde. Die Preise waren in diesem Jahr sehr hohe, weil die neuen Damencouffuren viel Material erfordern. Der Haarchandel datiert in Frankreich schon sehr weit zurück. Früher beschränkte er sich aber ausschließlich auf gewisse Teile der Normandie, der Auvergne und der Bretagne, in denen Käufer im Auftrag von zwanzig oder fünf und zwanzig Häusern herumreisten. Es handelte sich damals meistens um Leinwandstoffe; im Norden gab man bedruckte Kattune und Hausgeräte, im Centrum und Süden Russeline für das Haar, das sich die jungen Mädchen und Frauen abschneiden ließen. Nur selten wurde in Bargeld bezahlt und nie

mehr als zehn Franken per Kilogramm gegeben. Das Haar wurde dann zur Verarbeitung nach Paris, Bordeaux, Marseille und Lyon versandt. Vor ungefähr hundert Jahren wurden die auf diese Weise erworbenen Haarmassen jährlich auf 100 000 Kilogramm geschätzt, die einen Wert von 500 000 Franken repräsentierten. Die Reinigung, Kräuselung und Zubereitung des Materials brachte den Handelswert per Kilogramm auf 80 Franken. Diesen Preis bezahlten die Friseur, um Perrücken anzufertigen, was ihnen einen schönen Verdienst brachte, da sie für eine Perrücke, zu der höchstens ein Hektogramm Haar erforderlich war, 25 Frank forderten. Die Ausfuhr war um diese Zeit sehr beträchtlich, besonders nach England und den Vereinigten Staaten. Die Zollausweise belagen, daß nichtbearbeitetes Haar im Jahre 1816 3240 Kilogramm für 36 562 Franken, im Jahre 1831 13 721 Kilogramm für 109 768 Franken, im Jahre 1833 16 551 Kilogramm für 132 408 Franken und bearbeitetes Haar 1816 1508 Kilogramm für 19 236 Fr., 1831 9511 Kilogramm für 94 110 Franken und 1833 13 741 Kilogramm für 137 410 Frank aus Frankreich ausgeführt wurde. Die Zunahme dieses Handelszweiges ist immer beträchtlicher geworden und heute kam die Ausfuhrziffer französischen Haares auf nahezu eine Million Franken veranschlagt werden. Das Kilogramm wird heute je nach Farbe und Länge mit 70 bis 100 Franken bezahlt. An dem Haarchandel sind übrigens auch andre Leute, als die Reisenden, die die Zöpfe auf den Märkten von Limoges, Beaucuire usw. aufkaufen, beteiligt, besonders die Pariser Lumpensammler. Diese suchen nämlich aus dem Schutt das ausgekämmte Frauenhaar zusammen und machen damit gute Geschäfte. Es sollen auf diese Weise jährlich gegen 15 000 Kilogramm in den Handel gebracht werden. —

— **Die Verwertung des Münchener Hausmülls.** Die bei der Station Buchheim (an der München-Lindauer Bahnlinie) neuerrichteten Anlagen der Gesellschaft „Hausmüllverwertung München“ sind dieser Tage eröffnet worden; die „Münch. Allg. Ztg.“ berichtet über die Einrichtungen der Gesellschaft: Sie übernimmt den ganzen Urat von München, der der Fabrik in eigenartiger konstruierter Wagen mit Klappböden an die verschiedenen Bahnhöfe zugefahren wird. Dort werden die Wagen zu je vier auf einen Waggon geladen und von der Fabrik dann auf eigne Kosten nach Buchheim gebracht. Doch vergütet die Stadt der Fabrik für den Waggon 16 M. Zur Zeit beläuft sich die Zufuhr auf 40 bis 50 Waggons im Sommer, 60 bis 70 im Winter, die Fabrik ist aber so gebaut, daß sie 100 Waggons im Tage verarbeiten kann. Noch am gleichen Tage wird die gesamte Zufuhr verarbeitet. Die Waggons laufen auf eignen Geleisen in die Fabrik, wo in einer offenen Halle die Abfuhrwagen auf Geleisen über ein endloses breites, ständig fortlaufendes Band durch Öffnen der Klappböden entleert werden. Der Urat wird sofort scharf desinfectiert und durch Ventilatoren staubfrei gemacht, worauf von einer größeren Anzahl von längs dem Bände postierten, mit Handschuhen versehenen Frauen die erste grobe Sortierung vorgenommen wird. Durch Maschinen und Vorrichtungen, die größtenteils hier für diese Zwecke neu erfunden werden mußten, erfolgt dann die Abscheidung des feinen Mülls von dem groben Material, das dann weiteren Sortierungen im ganzen und später in einzelnen unterworfen wird. Es ist ganz enorm, was da an Brot, Glas, Steinen, Lumpen, Papier, Bettfedern, Kleidern, Stoffen, Metall, Gummi, Hohaaren, Holz, Knochen, Gräten, Blech, Lederzeug, Flaschen usw. sich ergibt. Jährlich kommen hierher etwa 60—70 Waggons (à 10 000 Kilo) Knochen, 50—60 Lumpen, 80 Glas, 20 Eisen, 15 Blech, 80 Papier usw. —

## Theater.

oe. Das Karl Weiß-Theater machte Sonnabend zur Abwechslung ein hübsches in Kolonial- und Marine-schwärmerei. „Talo“ hieß der von den Herren Adolf Kurth und Victor Laverenz verfaßte Schwan. Das fremdartige Wort ist nach der Versicherung der beiden Dichter samoanisch und bedeutet Liebeswerben; und in Samoa, wie man nunmehr leicht erraten kann, gehen denn auch die drei mit Liebe und deutscher Seemannsbravour ausgefüllten Akte vor sich. Aber die Betrachtung des auf märchenhaftem Eiland spielenden Stüdes führte zu dem für das all- und überdeutsche Wesen wenig zuträglichen Schluß, daß der phantastische Flug in den patriotischen Neuvieren unsres geliebten Vaterlandes ganz wie früher aussieht, daß der Kolonialdichter mit der Vorschriftenmäßigkeit eines preussischen Genbarmen dieselben ausgegetretenen Pfade durchmigt, die man wandelte, als unsere Zukunft noch nicht parat auf dem Wasser liegen sollte. Wir finden in marxistischer und tropischer Verkleidung alle die abgegriffenen unsäglich albernen Typen wieder, die seit Keif-Keiflingens Tagen den guten Geschmack Iorunpiert haben. Der in buntes Tuch dornarte Bachsch, der vor Säßlichkeit sinkende Theaterlieutenant, der bärsbeißige Papa, die heiratstolle alte Jungfer — sie alle sind zur Einleitung der neuen Saison wieder da, müssen nach dem Willen der Dichter das Publikum mit längst abgeleiteten Späßen ergöhen und eine Sprache reden, die leider Gottes ebenso tief unter der Keif-Keiflingens steht wie diese unter der Tschheims. Zur Zeit ist das Unheil ja nicht groß, da wir noch im Sommer leben und die Theater leer sind. Aber zum Winter möge Herr Karl Weiß sich vorsehen und Stücke beiseite lassen, die seinem gesamten Publikum eines Tages den ver-

hängnisvollen Gedanken eingeben könnten, vor der Dichtkunst der Frankfurterstraße nach Samoa zu fliehen. —

**Musik.**

Wenn derzeit nicht die Sommeroper und Ähnliches dem Musikfreund zu thun gäben, so könnten ihn doch die Ankündigungen für künftige und sonstige Nachrichten in Atem halten. Für den nächsten Winter sind längst schon die großen Philharmonischen Konzerte mit Pomp und die der Meininger ohne diesen angekündigt; die Singakademie will u. a. zwei hier noch ungehörte Werke — von César Franck und von Dvorak — bringen; der Pariser Komponist Stojowski „soll kommen“; für das „Chor-Drama“, die von Professor Ehrenfels erfundene, musikalisch-dramatische Form, ist bereits die Neugierde erregt; von Operetten sind ein geflickter Johann Strauß („Wiener Blut“), ein Ziehrer („Der Landstreicher“), ein Jamarca („Die Debutantin“) und Vecoca's immer schon erwartete „Giroflé-Girofla“ in Aussicht; neue Opern werden von Provinztheatern angefragt. Neue Orchesterkonzerte des Tonkünstler-Orchesters, von Richard Strauß dirigiert, sollen, wie ich höre, in ihren Programmen eine kleine Konzertsform bringen, und F. Einödshofer will im Alexanderplatz-Hotel populäre Konzerte geben. Ein neuerlicher Vorschlag, in Berlin die Theater später beginnen zu lassen, fordert jeden zum Protest heraus, der einen Sinn für die Hygiene als eine Unterlage der Kunstpflege und für das Unpraktische der sogenannten deutschen Arbeitszeit hat, die durch eine solche Verschiebung nur noch mehr befestigt würde. Und wer sich für den angelegentlich oder wirklich meistkomponierten der neuen deutschen Lyriker, für Otto Julius Bierbaum, interessiert und nun hört, dieser habe sich in Zürich mit einer jungen Florentinerin verlobt, weiß auch gleich, daß die Folgen davon leider das Publikum zu tragen haben wird.

Erster dürfte die bereits erwähnte „Krise am Wiener Konservatorium“ sein, der Austritt zahlreicher Professoren wegen der Verleihung einer „Meisterschule“ an Emil Sauer. Man sehe darin nur nichts Unerhörtes; das Langen der Konservatorien nach einer Zugkraft, die über die Minderen und in der That vielleicht Höheren hinwegstrahlen soll und zu diesem Zweck auch gern „Fettdruck“ wird, ist eine ständige Gepflogenheit, eine der ärgsten Verfehlungen wider die Würde eines Unterrichts.

Den Trübsinn uns zu vertreiben kommt die Morwiz-Oper mit einer erneuerten Aufführung von Webers „Oberon“ gerade recht. Und wäre der Sonntag noch so sommerlich und die Erinnerung an Webers Abfall von seinen dramatischen Idealen, zu dem er gegenüber diesem läppischen Text und dem Publikum in England gedrängt wurde, noch so niederdrückend: die freudige Erwartung der wohligen Melodien und der wohl mißvertrauten Nachzuanberung der Feenwelt durch die Welt der Tonromantik treibt hinaus ins Schiller-Theater. Ganz zu schweigen von der Besorgnis, die nun zu Ende gehende Morwiz-Oper möchte im nächsten Jahr, von wegen sommerlicher Renovierung dieses Theaters, uns verlaßt bleiben! Nun fragte es sich zunächst, wie die Regie die Oper anfassend werde. Schwankt ja doch ihr Text vielfach! Leider ging dieses Anfassend nicht eben nach der künstlerischen Seite hin. Auf die häufige und mehrfache Erhebung der Dialoge in der Oper durch Recitative war jedenfalls nicht zu hoffen, obwohl d a mit doch der wesentlichste Schritt vom Singpiel zur echten Oper zu machen ist. Auf eine Verringerung der Dialoge war schon eher zu rechnen, etwa nach dem Beispiel der auch sonst vorzüglichen Regieausgabe von E. Fr. Wittmann (bei Reclam). Thatsächlich aber waren die Dialoge und nicht zuletzt die Zwischenakte so breitgezogen, daß es eher einen Schritt vom Singpiel zum Possenspiel galt. Dazu kam noch, daß anscheinend niemand da war, dem es auf ein energisches Herausarbeiten der melodischen Gestaltungen ankam, das gerade in diesem Werk so sehr erforderlich und auch so sehr dankbar ist. Zwar zeigten die Leistungen des Chores viel Sorgfalt und die des Orchesters wenigstens eine gewisse Solidität; allein mehr gab es dabei nicht.

Was den Solistengesang betrifft, so war es bereits von vornherein ein Mißgriff, die Tenorrolle des Oberon, was freilich nicht selten vorkommt, einem Sopran zu übertragen, das Weichliche, das in der ganzen Oper liegt, wird dadurch erst recht gesteigert. Wichtig war auch die Wiedergabe der dramatischen Tenorrolle, des Hön, durch Karl Studemund. Doch handelt es sich da um einen der besseren Tenoristen; seine Töne sind gleichmäßig herausgesprochen, rund und weich, jedoch nicht so recht frei und mehr dem Klang von Holzblasinstrumenten ähnlich als metallisch; sein Sprechton ist unentwidelt, und sein Spiel kommt wohl überhaupt nicht in Betracht. Den drohenden Knappen Scherastin machte Georg Thoele mit dem für solche Fälle gewohnten Gesicht. Des Knappen Seitenstück, Fatime, eine der verhältnismäßig vollkommensten Opernfiguren, war mit der wohl besten Sängerin des Abends besetzt, mit Margarete Koch. Fatimes Herrin Nezia hatte an Senny Vorherrs eine Darstellerin, deren Mängel gerade diesmal stärker hervortraten. Insbesondere wäre ihr ein Vermeiden des harten Wolanajages zu wünschen und in der nicht übel gesungenen „Oceanarie“ eine größere Ruhe der körperlichen Haltung sowie eine Aufstellung gegen den Ocean hin bei all den Worten, die sie an ihn zu richten hat. Die Oberonjägerin Harriet Behnne machte den Eindruck, daß sie mehr Können besitzt, als ihre oft wenig festen Töne zeigten. Die über alles schöne Meeremädchenmelodie wurde von Vera Eichholz sympathisch vorgetragen.

Zumitten der meist minderwertigen Sprechleistungen ragte, neben der hier längst viel gepriesenen Frieda Sawliczel als Puck, auch Marie Bracht als Roschana hervor. — sz.

**Hygienisches.**

— Zur Kühlung der Eisenbahnwagen während des Sommers macht E. Zeran im „Centralblatt der Bauverwaltung“ einen Vorschlag, über welchen die „Köln. Volksztg.“ berichtet: Zur Erzeugung der kalten Luft ist am besten eine kleine Ammoniak-Absorptionsmaschine geeignet, für deren Flüssigkeitspumpe eine Betriebskraft von höchstens 1 1/2 Pferdekraft genügt, und deren stündlicher Kohlenverbrauch etwa 4—5 Kilogramm beträgt. An Kühlwasser werden stündlich etwa 600 Liter gebraucht. Hierdurch wäre die erste Aufgabe, Abkühlung der Abteile, dahin gelöst, daß sie leicht und billig geschehen kann. Soll gleichzeitig aber auch die zweite Aufgabe, Zuführung frischer, gereinigter Luft in die Abteile, gelöst werden, so können dazu nur Stallluftmaschinen verhelfen. Der Verfasser des Artikels rechnet aus, daß für diese Maschine zur Leistung der nötigen Arbeit 12—15 Pferdekraft erforderlich sind. Diese Betriebskraft kann leicht dem Lokomotivkessel oder dem Dampfessel des Heizwagens entnommen werden. Um den Abteilen direkt frische, reine und kühle Luft zuzuführen, ist aus der Rohrleitung ein Rohr abzuzweigen und in einen Behälter zu führen, in welchem die Kälteflucht gemischt und dadurch erwärmt wird, bevor sie in die Abteile eingelassen wird, da man die eiskalte Luft nicht direkt in die Abteile auströmen lassen kann, weil dies für die Reisenden unangenehm sein würde. Die Kälteflucht tritt vollständig rein und keimfrei aus der Leitung heraus, da die in der angesaugten Luft vorhandenen Keime und Staubteile an den eiskalten Wänden des Expansionszylinders und der Rohrleitung vollständig niederschlagen. Der Austritt der Luft aus dem Mischbehälter muß von den Reisenden durch einen Stellhebel geregelt werden können. Da die vorhandenen Lüftungseinrichtungen der Personenwagen vollständig ausreichend sind, so können die Fenster geschlossen gehalten werden, um Staub und Rauch der Außenluft von den Abteilen fernzuhalten. —

**Humoristisches.**

— Glänzendes Glend. „Aee, bei so 'ne Offiziersfamilie bringen mir keine zehn Herde wieder hin — Dienstofften wollen se halten un haben selber nicht zu fressen! Alle Leute werde ich's erzählen . . .“ „Dann kommen Sie ins Zuchthaus wegen Verrat militärischer Geheimnisse.“ —

— Ehrlicher Rat. No, wie geht's, Kramer? — „O mei, allweil schlechter! I sieh ni gar nimma naus!“ — „Do giebt's nig bessers als wie recht fleißig spar'n und auf d' Seit'n legen, daß D' amal a kloans Konfusel a' jag'n kannst.“ —

(„Simpl.“)

**Notizen.**

— Max Meyers Einakter „Ein Bettler“ erzielte bei der Erstaufführung im Dresdener Residenz-Theater einen schönen Erfolg. —

— „Die lustigen Musilanten“, drei Komödien von Alexander Moszkowski: 1. Flügel contra Flügel, 2. Eglantime und Lyliart, 3. Im Künstlerzimmer, werden im Hamburger Thalia-Theater aufgeführt werden. —

— Halbes „Jugend“ ist von der Censur nun endlich auch für Dresden freigegeben worden und wird zu Beginn der Winterferien am dortigen Residenz-Theater zur Aufführung gelangen. —

t. Das neue Element Victorium, das von William Crookes vor einigen Jahren entdeckt worden ist, hat jetzt eine genauere Beschreibung erfahren. Das Victorium ist von bläuhrauer Farbe und löst sich in Säuren leicht auf. Seine chemischen Eigenschaften unterscheiden sich in vielen Beziehungen von denen des Elements Yttrium, aber im allgemeinen nimmt es eine Zwischenstellung zwischen diesem und dem Element Terbium ein. Das Atomgewicht des Victorium ist auf annähernd 117 bestimmt worden. In seiner Verbindung mit Sauerstoff liefert es im Spektrum eine Reihe bestimmter Linien, die an einem andren Körper niemals beobachtet worden sind. Das Spektrum wird erhalten, indem man den Stoff in einer luftleeren Röhre ins Glühen versetzt. Crookes hat das Spektrum photographiert und mit einem sehr feinen Apparat untersucht, der eine Messung bis zu 1/10000 Zoll gestattet. —

— Vorsündflutliches aus Griechenland. In der Ebene von Marathon sind in Tiefen von einigen Metern Ueberreste von Mammuth, Megatherium, Rhinoceros, Riesenschildkröten bloßgelegt worden; einige Stücke, so Mammuthschädel und Stoßzähne, sind von einer Größe, wie sie kaum bisher irgendwo gefunden sind. Was die Hunde ganz besonders interessant macht, ist, daß sie sich in Form und Größenverhältnissen den zu verschiedenen Zeiten in Asien entdeckten Skeletten anschließen und mit den im westlichen und mittleren Europa bloßgelegten nicht völlig übereinstimmen; daraus wollen englische Gelehrte schließen, daß zu einer Zeitperiode Griechenland wohl mit Asien, nicht aber mit Europa zusammenhing. —